

Veröffentlichungsreihe der Technischen Universität Berlin:
Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im
Institut für Sozialwissenschaften (ISSN 1433-9218)

Forschungsbericht, Nr. 2-97

97-2

Tim Darmstädter und Günter Mey

Lieber nicht glücklich?
Alternative Lesarten in der
identitätstheoretischen Diskussion

Tim Darmstädter, Kottbusser Damm 24, 10967 Berlin
e-mail: darmoabc@linux.zrz.tu-berlin.de

Günter Mey, Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, HAD 40
Abteilung Entwicklungspsychologie, Hardenbergstr. 4-5, 10623 Berlin
Tel. 030 / 314-25286, e-mail: Mey@zrzsp3.gp.tu-berlin.de

Der Bericht findet sich ebenfalls im Internet: <http://www.gp.tu-berlin.de/psy7/pub/reports.htm>

Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Impressum

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Herausgeberschaft

Prof. Dr. Dietmar Görlitz
Prof. Dr. Hans Joachim Harloff
Prof. Dr. Eva Jaeggi
Prof. Dr. Gerd Jüttemann
Prof. Dr. Dr. Heiner Legewie

Redaktion

Dr. Günter Mey

Redaktionsadresse

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften
Sokr. HAD 40
Hardenbergstraße 4-5, D-10623 Berlin
Tel: 030 / 314-25286, -24770
Fax: 030 / 314-79474
e-mail: Mey@gp.tu-berlin.de

Druck

Technische Universität Berlin

ISSN 1433-9218

Inhalt

Zusammenfassung	3
1 Einleitung	4
2 Anmerkungen zum methodischen Vorgehen	6
3 Johannes: „Die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins“	7
3.1 Biographische Entwicklung	7
3.2 Eine biographisch-dynamische Lesart ausgewählter Interviewpassagen	11
4 Identität im Selbstwiderspruch	18
Literatur	23

Zusammenfassung

Überlegungen zur postmodernen Identität, die auf der Pluralisierung des Selbst und daraus resultierend der Annahme einer gewissermaßen „gesunden“ Form der „multiplen Persönlichkeit“ basiert, werden einer kritischen Betrachtung unterzogen. Ihnen gegenüber wird die These vertreten, daß es nicht sinnvoll ist, vorschnell vom Kohärenzbegriff Abstand zu nehmen, solange Individuen darum ringen, sich als in ihrer Heterogenität einheitliche Persönlichkeiten zu konstruieren. Um Identitätsbildung in der Gegenwart zu verstehen, wird vorgeschlagen, das Augenmerk auf innere Widersprüche und Ambivalenzen zu richten, anstatt die integrative innere Instanz preiszugeben. Anhand einer Einzelfalldarstellung eines 18jährigen Jugendlichen, die aus einer qualitativen Interviewstudie stammt, werden mit einer biographisch-dynamischen Auswertungsperspektive vielfältige Bemühungen dieses Jugendlichen aufgezeigt, trotz erschwelter Lage ein kohärentes Selbst zu entwickeln. Mit dem hier dargelegten Fokus auf diese „Anstrengungen“ und „Leistungen“ soll deutlich gemacht werden, daß bei der Betrachtung der Identitätsbildung eine Vernachlässigung der individuellen Geschichte auch im Hinblick auf Verarbeitungs- und Herstellungsweisen gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse zu Verkürzungen führen kann.

Stichworte: Identität, Subjektivität, Postmoderne, Selbst, Adoleszenz, Biographie, qualitative Forschung, Interview, Jugendforschung

Zitiervorschlag

Darmstädter, T. & Mey, G. (1997). Lieber nicht glücklich? Alternative Lesarten in der identitätstheoretischen Diskussion. *Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 97-2.*

Lieber nicht glücklich?

Alternative Lesarten in der Identitätstheoretischen Diskussion^{*}

Tim Darmstädter und Günter Mey

1 Einleitung

Gibt es den „postmodernen Menschen“ als gegenwärtigen Persönlichkeits- oder Sozialtyp? Oder ist er ein sozialwissenschaftliches Artefakt, abgeleitet aus undurchsichtiger und unsicherer werdenden gesellschaftlichen Verhältnissen, eine positive Umwertung der einstmaligen kritischen Beschreibung der Zerstörung von Subjektivität?

Heiner Keupp und seine Mitarbeiter im Forschungsprojekt *Erwerbsverläufe, soziale Netzwerke und Identitätsentwicklung junger Erwachsener*, einem der wenigen psychologischen Projekte, das sich der Frage des gesellschaftlichen Niederschlags in den Subjekten empirisch zuwendet, scheinen der ersten Annahme zuzuneigen.^{**} Seit geraumer Zeit schlagen sie vor, sich von einer Identitätsdiskussion, wie sie bei Erikson ihren Ausgang nahm, zu verabschieden. Der Identitätstypus, der während der Adoleszenz um sein kohärentes Ganzes ringt, der die „Kindheitsmuster“ und die in dieser Phase auf der Lebensbühne auftretenden gesellschaftlichen Anforderungen zu einem Wissen integriert, zu jeder Zeit und an jedem Ort ein und derselbe Mensch zu sein, und der eine zukunftsgerichtete Vorstellung von Beruf, Familie und Weltanschauung entwickelt, sei passé. Die vielfältigen, oft einander widersprechenden Erfordernisse, denen der einzelne ausgesetzt ist, machten einen solchen Klassiker zum Auslaufmodell, weil er der Gegenwart nicht mehr angemessen sei, ja krank an der Welt müsse derjenige werden, der über eine solche Ausstattung noch verfügt. Verfiel noch James E. Marcia (1989) darauf, Eriksons Begriff der Identitätsdiffusion aufzufächern, ihm sein Stigma der Störung zu nehmen und insbesondere einen Diffusionstyp zu entwerfen, den er als kulturell-adaptiv bezeichnete, geht dies den „postmodernen“ Psychologen um Keupp nicht weit genug. So geraten sie bei der Verabschiedung des um Einheit Bemühten in bedenkliche Nähe zu wiederum pathologischen Formen: der Multiplen Persönlichkeitsstörung. Ihres krankhaften Gehalts beraubt, dient sie – abgeschwächt zur „multiplen Identität“ – als adäquates Pendant der gesellschaftlichen Vieldeutigkeit. Mit

* Wir danken Katja Mruck für die kritische Durchsicht des Manuskripts.

** Vgl. dazu vor allem den Projektantrag (Gmür, Höfer, Keupp, Stiemert & Straus 1988), aber auch weitere Publikationen aus der Reihe „Materialien des Teilprojektes A6“ des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München, in der Arbeitspapiere, Vortragstexte sowie Antrags- und Berichtspapiere veröffentlicht werden.

tes Pendant der gesellschaftlichen Vieldeutigkeit. Mit der Vorstellung einer „Patchwork-Identität“ versucht Keupp (1988) den Identitätsbegriff noch zu retten, indem er seine Substanz auflöst. Sie bedeutet nämlich nicht, daß das Individuum eine den unterschiedlichsten Anforderungen seiner Umwelt gemäße vielfache Rollenkompetenz entwickelt, sondern tatsächlich voneinander unabhängige, dezentrierte Identitäten, ohne daß eine integrierende Instanz sichtbar wäre. Damit werden gerade die Widersprüche, in die der einzelne durch die gestiegenen Anforderungen der Außenwelt getrieben wird, aufgesprengt; sie erscheinen als isolierte Teile. Ihr Widerspruchscharakter bleibt damit unthematisiert.

Wendet man nun diese als für die heutige Subjektivität allgemein charakteristisch supponierte Modellvorstellung in der Adoleszenzforschung an, so überlagern sich zwei Phänomene, die sich danach nicht mehr so recht trennen lassen. Leitet doch die Pubertät eine Phase emotionaler Zerrissenheit und Erprobung extrem divergierender Verhaltensweisen ein, so daß die phasenspezifische „Verwirrung“ nun auf die konflikthafte Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Ansprüchen trifft, ohne daß man noch entscheiden könnte, ob das Beobachtete nun der Konfrontation mit dem gesellschaftlichen Zustand oder der individuellen Reifungskrise zuzurechnen ist. Dieses Problem wird schon bei Marcia offenkundig, dessen Diffusionskategorien nicht auf derselben logischen Ebene angesiedelt sind: prozeßhafte, wie die Entwicklungsdiffusion, stehen kommentarlos neben statischen, wie etwa der kulturell-adaptiven. Man könnte einwenden, dies sei dem Gegenstand geschuldet, doch erscheint es dann als sinnvoller, den Beginn des „Erwachsenenalters“ zum Ausgangspunkt der Betrachtung sich verändernder Sozialcharaktere zu machen, also eine Zeit, in der man davon ausgehen kann, daß das beobachtete Phänomen nicht einer explosiven Übergangsphase entspringt. Das heißt nicht, daß wir das Fortbestehen der Eriksonschen Entwicklungslogik behaupten wollen. Das sich wandelnde soziale Leben hat die Adoleszenz ohne Zweifel verlängert (und in gewisser Hinsicht vielleicht auch verkürzt), wenn nicht die Grenzen zum Erwachsensein überhaupt unscharf gemacht. Doch genau diese prozeßhafte Entwicklung jenseits herkömmlicher Schemata verlangt einen anderen Blickwinkel als den querschnittshaften auf einen situierten Ausschnitt der Jugendzeit.

Keupps Betrachtungsweise ist eine der radikalen Jetztzeitigkeit. Sie läuft Gefahr, biographische Muster und damit den individuellen Erfahrungshorizont der je einzelnen zugunsten einer vorschnellen, letzten Endes soziologischen Kategorisierung abzuschneiden. In ihr drohen die Individuen ihrer Geschichte beraubt und zu Exemplaren eines gesellschaftlich erzeugten Typus gestempelt zu werden.

Wir möchten dagegen auf der Bedeutung der individuellen Geschichte der einzelnen beharren, deren Vernachlässigung auch im Hinblick auf deren Verarbeitungs- und Herstellungsweisen gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse zu Verkürzungen führt, die den Gegenstand nicht in seiner Tragweite erfassen lassen. Dieser Anspruch macht unseres Erachtens eine dynamisch-biographische Deutung von Interviewmaterial notwendig.

2 Anmerkungen zum methodischen Vorgehen

Das Material entstammt zwei aufeinanderfolgenden Projekten. Das erste, „Adoleszenz in der Moderne – Entwicklung, Biographie, Individualisierung“, wurde von April 1995 bis Februar 1996 im Fachgebiet Entwicklungspsychologie an der Technischen Universität Berlin durchgeführt. Ziel war es herauszufinden, wie Jugendliche heute ihr Leben entwerfen und wie sich davon ausgehend Identitätsentwicklung beschreiben läßt. Da die sukzessive Teilnehmerbestimmung des *theoretical sampling* gemäß der Grounded Theory (Glaser & Strauss 1967) nicht zu leisten war, wurde eine heterogene Stichprobe männlicher und weiblicher Jugendlicher, die entweder in unterschiedlichen berufsorientierten Milieus integriert sind oder einer schulischen Ausbildung nachgehen, zusammengestellt. Die 16 Interviewten waren zwischen 16 und 20 Jahre alt. Im Winter 1996 wurden fünf dieser Jugendlichen im Rahmen des Nachfolgeprojekts „Wege in eine qualitativ-empirische, subjekt-orientierte Entwicklungspsychologie der Adoleszenz“ nochmals befragt.

Entsprechend der Intention beider Studien, sich den jugendlichen Selbstentwürfen und den in ihnen wirksamen Identitätsprojekten unter einer biographischen Perspektive zu nähern, sollten in den Interviews sowohl zentrale Erlebnisse und Erfahrungen als auch Konzepte und Strategien erfragt werden. Angewandt wurde eine Befragungsform, die Teile des „narrativen Interviews“ (Schütze 1983) mit diskursiven Elementen des „problemzentrierten Interviews“ (Witzel 1985) kombiniert, womit gewährleistet werden sollte, daß dem Interviewten einerseits genügend Spielraum zur Selbstkonstruktion und Darstellung ihm wichtiger Begebenheiten überlassen wird, er gleichzeitig aber aufgrund von zusammenfassenden, vertiefenden, rückspiegelnden oder konfrontierenden Sondierungsfragen aufgefordert wird, „an seinen Explikationen zu arbeiten bzw. seine Konstruktion der Realitätsdarstellung offen zu legen“ (Witzel 1985, S.248).

Es wurde unter Bezugnahme auf Lenz (1986) und Fuchs-Heinritz, Krüger und Ecarius (1990) ein Interviewleitfaden erstellt, der mit der folgenden eine narrative Ersterzählung anstoßenden Einstiegsfrage beginnt: „Du bist jetzt ... Jahre alt. Bitte blicke auf Dein bisheriges Leben. Erinner Dich bitte, wie es war, seitdem Du kein Kind mehr bist, und erzähle ausführlich, wie es dann weiterging!“ Neben den an die Ersterzählung anknüpfenden Nachfragen wurden im weiteren Verlauf des Interviews unterschiedliche Lebens- und Handlungsbereiche angesprochen: Herkunftsfamilie; Freund- und Partnerschaften; Schule, Freizeit und Arbeit; Selbst-Konzept(e) u.a. Als Abschluß des Interviews sollten die Jugendlichen zu einer Bilanzierung ermuntert werden, indem sie gebeten wurden, sich vorzustellen: „Wenn ein Film über Dich gedreht werden würde, wie müßte dieser aussehen, damit das dort Gezeigte den richtigen Eindruck wiedergibt?“ Bei der Auswertung der zwei- bis vierstündigen Interviews wurde die „Methode des zirkulären Dekonstruierens“ (Jaeggi & Faas 1991) mit Elementen der Grounded Theory (Strauss 1991, zusammenfassend Böhm, Legewie & Muhr 1992) verknüpft. Ausgehend von dem mit „gleichschwebender Aufmerksamkeit“ bearbeiteten Textmaterial wurde zunächst eine zusammenfassende Nacherzählung formuliert, die die Person und ihre

Schilderung in ihrer Reichhaltigkeit erfassen sollte, und ein sie besonders gut charakterisierendes Motto obenangestellt. In einer daran anschließenden intensiven Textbearbeitung wurden ausgewählte Interviewstellen offen kodiert und mit Hilfe von Memos Ideen für eine Gesamtinterpretation gesammelt. Erste Deutungsentwürfe wurden aufgrund des ganzen Interviews überprüft und sowohl nach einzelnen Themenschwerpunkten als auch mittels dazu quer verlaufender konzeptueller und affektiver Muster durchgearbeitet. Die Gesamtinterpretation ging von einem manifesten, ohne weiteres erschließbaren, vom Interviewten präsentierten Sinn aus, stieß aber stellenweise, wo es bei der Bearbeitung zu Irritationen kam oder Passagen besonders undurchschaubar erschienen, zu latenten Sinngehalten der Erzählungen vor. Die Interpretationsergebnisse wurden in einer Auswertungsgruppe konsensuell validiert (zur Konzeption von Gruppenauswertungen siehe ausführlich Mruck & Mey, im Druck).

Wir haben uns dafür entschieden, unser Vorgehen anhand einer einzelfallanalytischen Betrachtung vorzustellen. Ausgewählt haben wir die Fallgeschichte von Johannes, der zweimal interviewt wurde. Sie erscheint uns deshalb besonders geeignet, weil sie auch für eine postmoderne Lesart reklamiert werden könnte.

3 Johannes: „Die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins“

3.1 Biographische Entwicklung

Johannes ist zum Zeitpunkt des zweiten Interviews achtzehn Jahre alt und besucht ein Gymnasium. Er wohnt mit seinen Eltern und zeitweise seinem älteren Bruder in einer Plattenbausiedlung in Ostberlin. Die Eltern waren in der DDR Lehrer, nun sind sie arbeitslos, zeitweise jedoch im Rahmen von ABM-Stellen beschäftigt. Johannes spielt Gitarre in einer Punkrockband, die mittlerweile auf zahlreiche Auftritte, auch in größeren Clubs, zurückblicken kann. Außerdem schreibt er Gedichte und andere kürzere Texte, die er seinen Freunden zu lesen gibt.

Johannes sieht sich im ersten Interview selbst als Außenseiter, als jemand, der mehr nachdenkt als die meisten und dadurch einen Hang zum Unglücklichsein entwickelt. Im Alter von 15, 16 Jahren erlebte er seine „wilde Zeit“: Sein Bruder machte ihn mit Musik vertraut, die seine damaligen Klassenkameraden noch nicht hörten. Die Grunge-Band Nirvana repräsentierte einen Stil, der die aggressive Rhythmik und reduzierte Melodik des Punk mit einer depressiven Grundstimmung unterlegte. Mit diesen neuen Idolen betrachtete sich Johannes als etwas Besonderes, der sich von seinem Umfeld abhob, zugleich aber empfand er dies als Entfremdung von seinen Mitschülern. Als die anderen seinem Geschmack folgten, beklagt er den Verlust seines hervorgehobenen Status’.

Zur selben Zeit beginnt er mit einem Mitschüler, Haschisch zu rauchen. Auch hier fühlt er sich wieder als Vorreiter, ohne daß er als „Anführer“ eine Clique um sich sammelte. Er genießt vielmehr die neu entstandenen Möglichkeiten, über sich zu verfügen, und schwärmt von Parties, dem Kennenlernen neuer Leute und dem erwachenden Inter-

esse am anderen Geschlecht. „Irgendwo möcht=ick det auskosten, solange bis ich nich' mehr kann, äh vom Leben her und dann is' der Zeitpunkt erreicht, wo ick sagen kann, so jetzt is' vorbei, aber solange möcht=ick det leben.“^{*} Über seine Drogenexzesse empfindet er einen unübersehbaren Stolz. Als er allerdings merkt, daß der Drogenkonsum seine Schulleistungen sehr negativ beeinflusst, beschränkt er ihn auf das Wochenende. Ebenso echauffiert sich Johannes über einen Freund, der an Silvester LSD zu sich nahm, erklärte später aber, daß er das am nächsten Silvester auch ausprobieren will.

Seine Gemütslage und die seiner Freunde beschreibt er als „Scheißegalgefühl“. Dieses Gefühl entspricht dem, was die Musik von Nirvana zum Ausdruck bringt. Die dominante Vorstellung ist, sich wie Kurt Cobain (dem Sänger von Nirvana), Jim Morrison (dem Sänger der Doors) oder Janis Joplin mit 27 Jahren das Leben zu nehmen. Vorherrschend sind starke Stimmungsschwankungen von euphorisch bis depressiv-suizidär, zuweilen vermischen sie sich: „Sich dabei sogar noch gut zu fühlen, wenn man scheiße drauf is'“. Mehrfach taucht das Bild auf, von Hochhäusern oder Türmen zu springen. Die Koketterie mit dem Selbstmord erscheint als Antwort auf die als spießig und langweilig empfundene Welt der Erwachsenen. Die einzige Chance, ihr zu entkommen, ist, professioneller Rockmusiker zu werden, obwohl Johannes die Professionalisierung zugleich wieder im Lichte von Berufsarbeit betrachtet, was für ihn gleichbedeutend mit der Monotonie des Erwachsenenlebens ist: „Ja leben mit der Musik, det find=ick total schau, hätt=ick och nie jedacht ... weil ick fand immer schau, so Bands und so, auf Tour und so, muß'n geilet Leben sein, obwohl=ick det wirklich, falls wir irgendwann mal'n Plattenvertrag kriegen sollten oder so, ick gloobe, ick werde det hassen, auf Tour zu gehen, weil man da jeden Abend immer irgendwo dieselben Lieder spielen muß.“ Sein permanentes Hin- und Herschwanken läßt auf eine grundlegende Ambivalenz schließen, die sich aus der Gleichzeitigkeit von aufbegehrenden und Halt suchenden Bestrebungen, von hedonistischen und realistischen Anteilen speist. Im ersten Interview stehen sie noch unvermittelt nebeneinander, obwohl sich eine Tendenz schon andeutet: „Ick merke langsam, wie ich gar nich' mehr det Bedürfnis habe, anders zu sein.“ Ein wichtiger Anteil der Ambivalenz scheint die Angst vor Kontrollverlust zu sein. Als schlimmstes Erlebnis, das er je hatte, beschreibt Johannes im ersten Interview eine okkulte Sitzung, in der das Gläserücken scheinbar funktionierte. Voller Schrecken wandte er sich daraufhin von diesen Dingen ab.

* Die Bandaufzeichnungen wurden in Anlehnung an die Transkriptionsvorschläge von Braun und Pishwa (vgl. Böhm, Braun & Pishwa 1990) verschriftet. Dabei wurden neben der Anonymisierung durch Kodierung von Eigen- und Ortsnamen folgende Regeln eingehalten: Verbale Äußerungen wurden wort- bzw. sprachgetreu verschriftet, d.h. Dialekt und umgangssprachliche Äußerungen (z.B. „is“, „nich“ etc.) beibehalten, wobei Verschleifungen mit dem Zeichen „=“ verbunden sind; des weiteren wurden Betonungen durch Großschreibung hervorgehoben, Wortabbruch mit „/“ versehen und Pausen mit * markiert; paraverbale Äußerungen (z.B. „ähm“) notiert und schließlich Kommentare in Klammern hinzugefügt (etwa: wenn Textpassagen unverständlich waren bzw. Kommunikationselemente wie Lachen etc. auftraten).

„Ick hab schon sehr viel durchjemacht“, ist Johannes überzeugt, und er dramatisiert bei- nahe jedes Erlebnis mit seiner Lieblingsvokabel „krass“. Die Kontakte zu Mädchen dau- ern zunächst nur jeweils einen Monat mit langen „Verdauungsphasen“ dazwischen. Aber bereits nach der ersten Freundin war er sich sicher: „Ick hatte von Frauen irgend- wie die Schnauze voll damals jehabt.“ Beim zweiten Interview hat Johannes eine feste, ein- einhalbjährige Beziehung zu einem Mädchen, das ihn mit Beharrlichkeit eroberte. Dieser Erfahrung schreibt er auch das Zurückgehen seines „Scheißbegalgefühls“ zu. Je- doch sagt er: „Ick bin halt so'ne Person, die zwar glücklich is', aber innerlich halt lieber vielleicht nich' glücklich wär'“. Hierin spiegelt sich eine Abwendung von der Gegen- wart, die in einer generellen Rückwärtsgewandtheit mündet. „Ick lebe so jerne in diesen Erinnerungen“, klagt er oft und drückt damit eine melancholische Grundhaltung aus. Johannes scheint gefangen zu sein in diesen Erinnerungen an die ihn aufwühlende, er- eignisreiche Zeit. Er stilisiert die Vergangenheit als das Schönere und Bessere und dem- entsprechend bedeutet Entwicklung für ihn, unglücklicher zu werden. Allerdings verlie- ren nun die Selbstmordphantasien auf Grund der Scheu, andere mit der Verwirklichung eines solchen Schrittes zu verletzen, an Virulenz.

Das Verhältnis zu seiner Familie hat in den beiden Interviews einen unterschiedlichen Stellenwert. Mit sechzehn Jahren, im ersten Gespräch, bezeichnet Johannes seinen Bru- der als wichtigste Bezugsperson, ja er spricht von ihm als seinem Idol. Dieser ermög- licht ihm, gegenüber seinen Altersgenossen die Rolle des Vorreiters einzunehmen. Von den Eltern behauptet er sich als separiert. „Die machen ihr Ding und ich mache mein Ding“, ist seine Lieblingswendung. Dennoch zeigt er, daß er trotz seines punkmäßigen Auftretens und seiner zur Schau gestellten Selbstgewißheit sehr an der Erhaltung des Beziehungsgleichgewichts in der Familie interessiert ist. So empfindet er es als zu „krass“, zum Friseur zu gehen, ohne vorher seine Eltern um ihre Meinung gefragt zu haben. Auch unerfüllte Wünsche aus früherer Zeit werden im ersten Interview angedeu- tet. Auf den Vorschlag der Eltern, gemeinsam in Urlaub zu fahren, reagiert Johannes ablehnend: „Irgendwo isset zu spät dazu jetze, det hätte man früher machen sollen.“ – Der Vater ist für ihn das Negativbild des biertrinkenden, tv-glitzenden Spießers. So wie er will er auf keinen Fall werden. Mit der Mutter unterhält er sich wenigstens ab und zu, wenn auch nicht über besonders tiefgehende Dinge.

Im zweiten Interview wandelt sich das Familienbild vor allem durch die unkontrol- lierte Drogensucht des Bruders, der phasenweise „ausklinkte“ und dann maßlose An- sprüche an Johannes stellte. Johannes wendet sich von seinem früheren Idol ab, bis hin zur Verleugnung: „Ich habe keinen Bruder mehr“. Dies läßt ihn näher an seine Eltern heranrücken, der Bruder wird zum gemeinsamen Sorgenkind. Johannes, der früher „nie der geliebte Sohn“ war und sagt, daß er immer „etwas abseits“ stand, findet nun die An- erkennung des Vaters. Anscheinend mußten sich erst die Medien für ihn interessieren, er verschiedenen Radiosendern Interviews geben, um den Vater darauf aufmerksam zu machen, daß sein jüngerer Sohn etwas zustandebringen kann. Johannes entdeckt nun in Gesprächen mit seinem Vater, daß dieser in seiner Jugend ähnliche Gedanken hatte wie er selbst, wodurch er den Vater etwas besser akzeptieren kann. Auf der anderen Seite

wird offenbar, daß seine Mutter eine Quartalstrinkerin war, die erst seit drei Jahren ihrer Sucht standhalten kann. Wegen der Alkoholsucht der Mutter sei es früher zu häufigen Streitereien zwischen den Eltern gekommen.

Trotz der Entwicklung festerer Bindungen nimmt Johannes das Leben nicht ernst. Er macht sich lustig über Dinge, die andere erschrecken und nennt sie „billige Komödie“ oder „Die Schizophrenie des Lebens“. Johannes schildert eine Episode, die in einer Kneipe spielt:

Fröhliche Runde is', sitzen so Leute beieinander und du setzt dich woanders hin und schreibst erst mal schnell 'n Gedicht. Hm, sitz=te da, du denkst drüber nach - also 'n Text, also ick schreib ja Gedichte, aber eben keine richtigen Gedichte mit Reimform, Reimschema oder so, sondern halt, äh ja Texte, he he (LACHT), über dat, wat ick fühle, und * na ja, denn kommt jemand hin und is' halt fröhlich und so: „HEY, wat machst'n du hier alleene?“, sowat haß=ick absolut, na is' egal, setzt sich neben mir und: „EY, wat hast'n da geschrieben? Zeig mal her!“ - lesen'se sich durch und sind erstma voll fertich. Un' denn: „Du bist selbst schuld, hätt'ste nich' lesen brauchen.“ Na ja, und dann kommen die anderen, denn: „HEY, wat is' los mit euch zweien?“, so ungefähr so. Das is' dann wieder so'n Kreis, und dann sitzen=se alle fertich da, und du bist der einzige, der rausgeht und sich erstma' darüber totlacht, wie die alle so dämlich sein können, und det für ernst nehmen können, oder// NICH für ernst is' ja blöde - aber einfach ma' nen Kopf drüber machen * det is' halt blöd, wiss=ick=nich', na ja, so iss=et.

Das Lachen darüber, daß die anderen die eigenen Gedanken wörtlich nahmen, erscheint hier als Mittel der emotionalen Distanzierung. Johannes zieht emotional nahegehende Begebenheiten ins Lächerliche und entledigt sich damit ihrer affektiven Bedeutung. Indem er sie „Schizophrenie des Lebens“ nennt, verwandelt er sie von Gegenständen der Erfahrung zu Gegenständen der Betrachtung. Dadurch erhalten sie einen mehr fiktionalen als wirklich durchlebten Charakter. Johannes wird damit weniger zum Akteur als vielmehr zum Betrachter seines Lebens und seiner Geschichte. Das Leben, die eigenen Gefühle, die er im Schreiben zum Ausdruck gebracht hat, werden nichtig.

Johannes entwickelt auch im zweiten Interview keine konkrete Vorstellung davon, wie sein späteres Leben aussehen soll. Die Suizidoption ist zwar in den Hintergrund getreten, die frühere Phantasie, Rockstar zu werden, sieht er nun realistischer, aber an deren Stelle tritt ein großes Loch, jenseits dessen nur das Altsein liegt, vor dem Johannes einen Ekel empfindet, und der Tod. Hierin deutet sich auch sein Gefühl völliger Unterworfenheit unter naturgesetzliche Abläufe an. Johannes hält beharrlich an der Vorstellung fest, daß er unausweichlich ein Spießer werde wie sein Vater. Als Grund dafür gibt er einen Selbsterhaltungstrieb an, es nicht ertragen zu können, als Außenseiter, „wie ein Steppenwolf“, zu leben. Auffällig ist auch sein häufig biologistisches Verständnis von Wirkungszusammenhängen. Z.B. sagt er: „Das ist genetisch“, wenn er auf ähnliche Verhaltensweisen in der Familie eingeht. Die völlige Vorstellungslosigkeit hinsichtlich eigener Gestaltungsmöglichkeiten der Zukunft steht in deutlichem Gegensatz zu der Phantasietätigkeit, wenn es um die Produktion von Geschichten geht, die auf seiner „Lebensbühne“ spielen. Die Perspektive, auf eigenen Beinen zu stehen, selbst Geld zu verdienen, was ihm ja eine Trennung von den Eltern ermöglichen würde, empfindet er

als „Horror“. Er ist froh, noch zur Schule gehen zu können, von einem möglichen Studium spricht er nur als von „ein paar Wartesemestern“.

Wir möchten an dieser Stelle kurz einhaken, um an die eingangs aufgeworfene Problemstellung zu erinnern. Johannes ließe sich mühelos sowohl in den postmodernen Diskurs als auch in diverse Diffusionskategorien eingliedern. Seine Weigerung, Pläne für die Zukunft zu schmieden, entspräche genau deren Vergeblichkeit, die ihm die Gesellschaft spiegelt. Das inkonsistente Bild, das Johannes von sich entwirft, kommt Zuschreibungen von Entwicklungs- oder Störungsdiffusionen ziemlich nahe. Zu einer „Patchwork-Identität“ könnte er gelangen, wenn er auf den Versuch verzichtete, seine widerstreitenden Anteile in einer Auseinandersetzung mit sich selbst und den herannahenden Anforderungen seiner Umwelt zu integrieren und sie anstattdessen situativ einsetzt und auf diese Weise als getrennte stabilisiert. Auch die emotionale Distanzierung und das Sich-Lustig-Machen über die eigene Lage paßt durchaus ins Diffusions- und ins Patchwork-Konzept. Was soll man ernstnehmen, wenn man heute nicht weiß, was morgen ist?

3.2 *Eine biographisch-dynamische Lesart ausgewählter Interviewpassagen*

Im folgenden möchten wir uns Johannes' Schilderungen unter einer Perspektive nähern, die die dynamischen Aspekte, Ambivalenzen und Widersprüche fokussiert. Fluchtpunkt soll dabei nicht die von ihm skizzierte manifeste Geschichte sein, sondern unsere Aufmerksamkeit gilt bewußten oder unbewußten Strategien seiner Selbstkonstruktion. Hier nun wird der Versuch unternommen, einerseits sein Interview- und Erzählverhalten zu interpretieren, andererseits zunächst dunkel und unverständlich erscheinende Beschreibungen zu deuten und damit einen Zugang zu einem möglichen tieferliegenden Sinn von Johannes' Erzählungen zu finden.

Zunächst fällt seine Art zu reden auf. Er erzählt nicht seine *Geschichte*, sondern *Geschichten* mit heftigem Erlebnischarakter: Parties, der Bruder in der „Gosse“, die absolute Liebe usw. Im ersten Interview wirken sie äußerst selbstbezogen. Johannes kommt erst nach fast einer halben Stunde auf andere Personen zu sprechen. Zum zweiten Interview kommt er mit einem vorgefertigten Konzept dessen, was er erzählen will, so daß die Eingangsfrage nur eine kurze Irritation in ihm auslöst und er sie dann ignoriert. Überhaupt scheinen ihm Fragen, wenn er sie nicht gänzlich unbeantwortet läßt, nur als Stichwortgeber zu dienen; er unterbricht die Interviewer immer wieder. Beginnt er eine neue Geschichte, so geht er nicht den direkten Weg, sondern schiebt zunächst eine andere Geschichte ein. Gibt er sich selbst ein Stichwort, beeilt er sich zu sagen, daß er das später wieder aufgreifen wird.

Ein weiteres Charakteristikum von Johannes' Erzählweise ist seine Selbststilisierung. Diese nimmt zum Teil übermäßige Züge an. Mit Philosophie beschäftigt er sich, „seitdem ick det gehört habe, daß Nietzsche so ziemlich genau detselbe gesagt hat wie ich“.

Er spricht von Generationen, wenn es um den Altersunterschied von einem Jahr geht, glaubt, mit einem Freund die ganze Klasse zum Drogenkonsum angestiftet zu haben, in einer weiteren Schilderung war er aus nicht erkennbaren Gründen gar für die Zerstörung eines größeren Gruppenzusammenhangs verantwortlich. Der Hang zur Übertreibung spiegelt sich auch in seiner Redensart, so ziemlich alles, was er erlebt hat, „total krass“ zu finden. Echte Betroffenheit ist auf diese Weise schwer aufzufinden, weil sie zwar wortreich beschworen wird, aber so sehr zur Selbststilisierung gehört, daß sich ihre Existenz mit einigem Recht auch anzweifeln läßt oder davon auszugehen ist, daß der Gegenstand einer wirklichen emotionalen Aufgewühltheit nicht in dem Angebotenen liegt, sondern möglicherweise durch dieses gerade verborgen werden soll.

Johannes verfügt über verschiedene Verhinderungsstrategien, Genaueres von ihm in Erfahrung zu bringen, uns interessierende Begebenheiten zu vertiefen. Während die Übertreibung dazu dienen mag, weniger Bedeutsames eindruckerheischend in den Vordergrund zu schieben, verwendet er als defensive Abwehrstrategien vor allem die Verkleinerung, Verschiebung und Konkretisierung, allesamt Formen des Ausweichens. Er scheint er im Falle der Übertreibung hochgradig emotional beteiligt, so gelingt ihm mit Hilfe des Sich-Entziehens eine emotionale Distanzierung, die eine fundamentale Umgangsweise in beiden Interviews darstellt.

Anhand zweier Textstellen aus dem zweiten Interview sollen nun Johannes' Abwehrstrategien untersucht werden, um hernach seine Selbstkonstruktion besser verstehen zu können. In der ersten Stelle wird Johannes mit dem Thema Erwachsenwerden konfrontiert. Es geht um die Bedeutung des achtzehnten Geburtstags als Übergang zur Volljährigkeit. Die Fragerichtung zielt auf eine mögliche positive Bewertung von Selbständigkeit und Anerkennung als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft und der Familie. Johannes bestreitet zunächst, daß das Alter für ihn eine Bedeutung hat. Im konkreten Zusammenhang des achtzehnten Geburtstages kann dies durchaus so gedeutet werden, daß die Freiheiten, die Johannes schon vorher genoß (z.B. abends weggehen zu dürfen), dazu führten, daß der achtzehnte Geburtstag nicht zum ersehnten Datum der Befreiung von der Vormundschaft der Eltern wurde. An dieser Stelle sagt er jedoch grundsätzlicher: „'n Alter hat für mich irgendwie keene Bedeutung“. Das scheint im Widerspruch zu stehen zu der sonst geäußerten Angst, älter zu werden, ja geradezu der Verweigerung, sich mit diesem Thema zu befassen. Nach dieser generellen Absage bietet Johannes dann doch eine bedeutungsvolle Veränderung an. Um seine Umgangsweise mit einem für ihn offenbar unangenehmen Gegenstand zu verdeutlichen, zitieren wir die Textstelle in voller Länge:

J: ...nee, det einzige, wat ick blöd finde, is' halt diese diese Gewalt, die Verfügungsgewalt, die man jetzt hat irgendwie, von wegen äh unterschreiben und so 'ne Sachen halt oder Bankgeschäfte oder irgend sowat, man steht irgendwie uff eigenen Füßen und * weeiß ick nich', find's allet wie jesagt bißchen doof, aber ick keen Bock, mich damit rumzuzügeren

II: es gefällt dir nicht, auf eigenen Füßen zu stehen?

J: also, es ist jetzt nicht so wie, daß ick mich an meine Familie binde, die mir immer hilft oder so, so is' det ja nich' jewesen, weil ick hab' ja och keene krasse Bindung, wie ick hier erzählt hatte, aber

det is' halt so, hm, daß ick einfach absolut nich' den Bock dazu habe, einfach irgendwie det selbst in die Hand zu nehmen, dazu fühl' ick mich einfach noch, na ja, zu jung, zu jung stimmt nicht, aber, zu wenig erfahren is' och blöd, einfach mal – ja, jetzt muß ick's so stehlassen, einfach mal nich' erfahren genug oder so, weil 'et kommt so von eem Tag zum andern also, det is wirklich so, von een Tag auf'n andern kriegste dann halt 'n Schreiben ins Haus, ja woll'n Sie halt ihr Konto da verlängern lassen oder

II: #hm#

J: zu dem und dem Zinssatz oder so ja, unterschreiben Sie hier, so'n janz grobet rotet Schild, unterschreiben Sie hier, unterschreiben Sie dort, und so, nee, det find' ick eigentlich ziemlich doof, wenn man unterschreibt und unterschreibt und unterschreibt aber äh, wofür man nun genau unterschreibt, det weeb man noch nich', weil du kannst dir det zwar durchlesen, aber so Sachen wie Versicherung und sowat is' dann echt ätzend, weeb ick nich'...

Das einzig Erwähnenswerte, das sich für Johannes mit seinem Volljährigkeitsdatum verändert, scheint negativ konnotiert zu sein. Er empfindet es als eine „Gewalt“, die auf ihn übergeht und schwächt diesen Begriff erst im nachhinein ab zur „Verfügungsgewalt“. Das Leben faßt er lieber als fließenden Prozeß auf, in dem sich die Dinge wie von selbst ergeben. Daß er jetzt über sich selbst Verfügungsgewalt verliehen bekommt, also als selbstverantwortlich betrachtet wird, ist ihm unangenehm. Dies ist ihm geradezu eine gewaltsame Durchbrechung einer Entwicklung, die er sich als stufenlose wünscht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Johannes kein schüchterner Junge ist, der noch am Rockzipfel der Mutter hängt, sondern jemand, der stolz erzählt, daß er neun Joints an einem Abend geraucht hat, der mit seiner Band in größeren Clubs auftritt und bereits mit fünfzehn Jahren Weihnachten nicht unterm Tannenbaum verbrachte, sondern mit seinen Freunden zur Volksbühne zog. Erst vor diesem Hintergrund beginnt man sich über die scheinbar harmlose Episode, die nun folgt, zu wundern.

Von der allgemeinen Verfügungsgewalt und dem Unbehagen, auf eigenen Füßen zu stehen, kommt er plötzlich auf Bankgeschäfte und seine Unterschriftsvollmacht zu sprechen. Dies erscheint als eine merkwürdige Ablenkung von dem im Raume stehenden gewichtigen Thema des Erwachsenwerdens. Es wirkt in seiner Konkretisierung als Verharmlosung. Nachdem er versichert, daß er sich nicht hinter seinen Eltern verstecken will und nach Ausflüchten sucht, warum er mit einem Brief von der Bank nicht fertig zu werden glaubt, transformiert er die Bankgeschichte ins Phantastische. Er steigert die Episode zu einer surrealen Filmszene, in der er immer wieder, zum Teil mit Hilfe eines großen roten Schildes, aufgefordert wird zu unterschreiben. Das rote Schild trägt schon einen Widerspruch in sich. Die Farbe Rot signalisiert nicht eine positiv gemeinte Aufforderung, sondern eine Warnung, Gefahr. Stoppschilder sind rot. Das rote Schild könnte heißen, jemand will etwas von ihm, aber dieses Begehren stellt eine Gefahr für ihn dar. Jemand verlangt, daß Johannes aus seiner alten Welt austritt und Handlungen vollzieht, die er vorher nicht vollziehen mußte. Durch dieses Heraustreten wird er erkennbar und angreifbar. Er ist diesen Mächten schutzlos ausgeliefert, wenn er sich aus dem Vertrauten herausbewegt.

Diese Episode ließe sich auch als Einbruch der Realität selbständigen Handelns in die kindliche Vorstellung, daß für einen gesorgt wird, verstehen. Mit dem Brief von der Bank wird von außen an das Volljährigkeitsdatum eine Bedeutung heran-

getragen, die Johannes subjektiv von sich weist. Doch fühlt er sich dadurch gezwungen, sich irgendwie verhalten zu müssen, wo er doch den Wunsch hegt, daß alles so weiter gehen möge wie bisher. Diese mögliche Interpretation zielt stärker auf Johannes' Tabuisierung der Gegenwart und Zukunft. Wir wollen sie an diesem Punkt nicht weiter verfolgen, weil diese Tabuisierung implizit in unserer Deutung enthalten ist.

Das Abdriften der Bankgeschichte ins Phantastische, ins Literarisch-Filmische ist ein typisches Merkmal von Johannes' Selbstkonzeptualisierung. Begebenheiten werden plötzlich in einem literarischen Ton erzählt, der Erzähler stilisiert sein eigenes Leben und verleibt es damit einem selbstgestalteten „Kunstwerk“ ein. Bereits die Bankgeschichte an sich war eine Ablenkung bzw. Verschiebung weg von dem bedeutsamen Thema: was heißt es eigentlich, erwachsen zu werden und sich dem Anspruch, sich aus dem geschützten Raum der Familie hinausbewegen zu müssen, konfrontiert zu sehen. Der relativ belanglose Sachverhalt, mit achtzehn Jahren für das eigene Konto eine Unterschriftsberechtigung zu erhalten, ist das, worüber Johannes redet, wenn es ums Erwachsenwerden geht, ist Konkretismus an einer nebensächlichen Stelle. Die Literarisierung ist eine weitere Ablenkung. Der Rest des Realitätskerns der Geschichte wird transformiert in eine traumähnliche, lustige, überspannte, fiktionale Episode.

Die Literarisierung eigener Erfahrungen und Erlebnisweisen ist kein isoliertes Phänomen. Sie steht vielmehr in Zusammenhang mit seiner künstlerischen Praxis. Dazu gehört nicht nur das Musizieren, sondern vor allem das Verfassen von Texten, in denen Johannes seine Gedanken zum Ausdruck bringt und mit literarischen Formen experimentiert. Die oben bereits geschilderte Kneipenepisode zeigte schon, wie Johannes sein Schreiben dazu benutzt, sich von den zum Ausdruck gebrachten Stimmungen zu distanzieren. Hier zeigt sich, daß die Umsetzung seiner Gedanken in literarische Texte vor seiner biographischen Erzählung nicht halt macht. In diesem Sinne können auch die Verharmlosungsschritte der Bankgeschichte als Etappen der emotionalen Distanzierung verstanden werden.

Die Ausdehnung der Fiktionalisierung auf sein Leben macht dieses zum „Gesamtkunstwerk“, dem sowohl Leben als auch Schreiben angehören. Dies spiegelt eine Entrealisierungstendenz wider, die sich auch in Johannes' Antwort auf die Filmfrage offenbart. In seinem Einfall, der über ihn zu drehende Film müsse Schwarzweiß sein, kehren Künstlichkeit und die Einbettung des eigenen Lebens in eine Kunstform wieder. Der Schwarzweiß-Film markiert die Distanz zur Wirklichkeit, weil sein Eindruck durch einen abstrakten Vorgang erst in farbige Realität rückübersetzt werden muß: „Ick liebe det halt so Schwarzweiß, weil det, äh, det bringt so'n bißchen die Realität weg irgendwie“.

Nachdem wir uns der Funktion von Verharmlosung, Konkretisierung und Verschiebung gewidmet haben, möchten wir uns einer Stelle zuwenden, an der diese Abwehrmechanismen nicht mehr funktionierten, an der Johannes' üblicher Redefluß ins Stocken gerät, er stottert, unzusammenhängende und auf den ersten Blick unverständliche Satzfragmente aneinanderreicht und seine Selbststilisierung plötzlich verschwindet.

Ausgangspunkt ist das Thema Beziehung zu den Freundinnen der Vergangenheit und sexuelle Erlebnisse. Das Gespräch kreist um „Masken“, die er und seine Altersgenossen damals aufgehabt hätten. Auf eine diesbezügliche Nachfrage antwortet Johannes mit in ihren Bezügen unverständlichen, aneinandergereihten Aussagen, in deren Verlauf zweimal ohne erkennbaren Zusammenhang das Wort Tod erscheint. Erst danach kommt er auf eine nachvollziehbare Geschichte. Er erzählt von Nazizeit und Judenverfolgung, und zwar auf eine Weise, als sei er selbst dabeigewesen:

Mit dem Tod, das war schon 'ne krasse Sache, irgendwie, nee, wenn ick mich, ja damals zum Beispiel mit dem// wat ick erzählt habe ganz am Anfang mit der, mit den Nazizeit, Judenverfolgung oder sowat, ja, ick bin ja weggerannt, warum? Weil ick nich' sterben wollte, und deshalb bin ick irgendwie weggerannt oder wollte mich verstecken irgendwie, weeb ick, in'n Schneckenhaus oder so, det war halt diese Angst irgendwo zu sterben und diese diese Angst vor'm Leben, daß du irgendwann stirbst und so, war halt ziemlich krass bei mir so, mit sechs, sieben Jahren, acht Jahren oder so ...

Bei dem geschilderten Erlebnis handelt es sich um Dokumentarfilme, die Johannes im Alter von sieben, acht Jahren gesehen hat und die ihm offensichtlich Angst gemacht hatten. Heute jedoch – und das wiederholt er mehrfach über das gesamte Interview verstreut – habe er keine Angst vorm Sterben. In der Fortsetzung der zitierten Stelle bezieht Johannes dieses „Keine-Angst-vorm-Sterben“ kausal auf das „Scheißegalgefühl“, das sich in seiner Clique breit gemacht hatte, als er etwa fünfzehn Jahre alt war. Das „Scheißegalgefühl“ vermittelt die Nichtigkeit von Leben und Tod, es löst die Todesangst ab. Diese Haltung gewährleistet eine Abgrenzung gegen die überbordenden kindlichen Ängste. Gleichzeitig, sagt er, entwickelte sich aus diesem Gefühl seine Persönlichkeit, es erscheint sogar als Grundlage, daß sich seine Persönlichkeit überhaupt entwickeln konnte.

Im weiteren Verlauf der Erzählung kommt der Begriff der Maske wieder ins Spiel. Scheint anfangs die Maske dazu gedient zu haben, der Umwelt das „wirkliche Eigene“ vorzuenthalten, um es zu schützen, wird nun die sich entwickelnde Persönlichkeit zu einer Art Maske. Diese Auffassung findet ihren Ausdruck in einem Satz, den Johannes einmal in einer Schulstunde auf seinen Englischhefter schrieb und den er in beiden Interviews erwähnt: „Die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins.“ Das hieße, die Persönlichkeit ist nicht etwa als das Wesen der Person aufzufassen, sondern als ihr Äußeres, darin verborgen liegend das Sein. Vermutet man, daß die kindliche Angst nicht verschwunden, sondern nur verdeckt ist, dann hätte die Maske zweierlei Ausrichtung und damit zweierlei Funktion. Die Maske diene dann nicht nur als Mittel, das Innenleben vor der Einsichtsmöglichkeit von außen zu schützen, sondern vielmehr noch, die innen lauernde Angst im Zaum zu halten, sie in ihre Schranken zu weisen durch die sich zu eigen gemachte Gleichgültigkeit. An anderer Stelle bezeichnet Johannes das „Down-Sein“ als eine Maske. Dieses Gefühl ist bei ihm allerdings positiv konnotiert, und er sagt, daß dies später in seine Persönlichkeit eingeflossen sei. Hier ist die Persönlichkeit wieder das „Eigentliche“, das vielleicht maskenhafte Anteile enthält, die Maske aber ablöst oder aufhebt.

Ein Verbindungsglied in dem äußerst widersprüchlichen Thema der Masken, der Angst und des Todes könnte Johannes' Lebenstheorie sein. In beiden Interviews schildert er seine Vorstellung, sein Leben wie in einer Zeitschleife immer wieder von vorne zu beginnen. Damit hat er die Todesangst überlistet. Wenn man immer wieder von vorne lebt, ist der Tod tatsächlich nichtig, allein ein Zeichen zum Neuanfang: „Diese Theorie, daß man immer wieder von vorne lebt, hab ick mit sieben oder acht Jahren erfahren, aber ick weeiß auch nich' genau wie, ob ick ähm davon geträumt habe ...“ Mit dieser Bemerkung weist er nochmals auf die Zeit hin, in der die Nazi- und Juden-Episode angesiedelt ist. Und genau diesem Zeitpunkt, dem Alter von sieben oder acht Jahren, rechnet Johannes ein weiteres bedeutungsvolles Ereignis zu. In einer Silvesternacht kommt es zu einem lautstarken Streit zwischen Vater und Mutter über deren anfallsartige Alkoholabhängigkeit. Dieser Streit ist wohl nur der Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen den Eltern, die der kleine Johannes hilflos mitansehen mußte. Er beschreibt die Szene, wie er mitten in der Nacht aufwacht, nicht weiß, was er tun soll, und daraufhin zu weinen anfängt. In der weiteren Schilderung und der Wortwahl – das hätte ihn „alles angekotzt“ – beginnt bereits die emotionale Distanzierung, die Johannes als Resultat dieser Hilflosigkeit und wohl auch Angst sichtbar werden läßt und an deren Ende sich Johannes als „abgestumpft“ bezeichnet. Darüber hinaus spricht er davon, daß er anstelle des Weinens nun den Humor und den Sarkasmus habe – was als weiterer Hinweis darauf genommen werden kann, daß das Sich-lustig-Machen als Mittel der emotionalen Distanzierung dient. Schließlich entwickelt er sogar eine Theorie, wie sein Nachdenken entstanden ist: Er interpretiert es als Trostgedanken, als ein Sich-Abfinden mit der Enttäuschung über die Eltern. Damit wäre auch die ausschweifende Rede und Literarisierung seiner Erfahrungen in den Funktionszusammenhang der Bewältigung kindlicher Angst gerückt. Die Flucht in Phantasie und Fiktion scheint seine Weise zu sein, Bedrohungsängsten zu entgehen.

An dieser Stelle ist es vielleicht sinnvoll zu betrachten, wie vergangene und gegenwärtige Erlebnisse bei Johannes verschmelzen. Das extremste Ereignis zwischen dem ersten und zweiten Interview war für ihn, daß ein Rechtsradikaler ihn wegen seines Aussehens bewußtlos schlug. Dies brachte Johannes völlig aus der Fassung, so daß er von sich selbst sagt, seitdem habe er „die Paranoia“. Dieser Vorfall hat erhebliche Auswirkungen auf Johannes' Lebensweise. Er kleidet und frisiert sich nun „ordentlicher“ und traut sich kaum, sich frei zu bewegen. Die elterliche Wohnung wird dabei zum Ort des Schutzes und Gefängnis. Außer für den Schulweg verläßt er sie nur noch in Begleitung. Er lebt in ständiger Furcht, von Rechtsradikalen angefallen zu werden, und phantasiert Sturmtruppen, die zu Hause die Tür eintreten. In diesem Zusammenhang erwähnt er zum ersten Mal die Dokumentarfilme über die nationalsozialistischen Verbrechen, die er als kleines Kind gesehen hat. Wenn er sich bei der Schilderung des Geschlagen-Werdens an die Filme von damals erinnert, so mag dies nicht bloß der historischen Wurzel des Neonazismus geschuldet sein. Vielmehr eint das Gefühl völliger Ohnmacht die Überwältigung durch die Bilder der KZ-Filme und das vergebliche Einreden auf den Rechtsradikalen, damit dieser von seiner Absicht ablasse. Die Hilflosigkeit – und in

diesen Kontext gehören auch die erlebten Streitereien der Eltern – scheint bei ihm zu einer Identifikation mit den Opfern geführt zu haben. Dies findet sich sehr deutlich in der Beschreibung seiner Reaktion auf die Dokumentarfilme. Johannes lebt gewissermaßen ein Fluchtverhalten nach, das ihm als einziger Ausweg vor der Bedrohung erschien.

Eine weitere Identifikation deutet sich an, wenn man Johannes Stellung zu den Eltern und zu seiner eigenen Zukunft betrachtet. Die Eltern wurden als Lehrer arbeitslos. Auch wenn wir die genauen Umstände nicht kennen, so vermuten wir doch, daß die Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten der Grund dafür sein könnte. Das hieße, daß ein geschichtlicher Prozeß, der von einzelnen kaum gesteuert werden kann, auf das persönliche Schicksal der Eltern entscheidend eingewirkt hat. Sie können sich als Opfer dieses Prozesses fühlen. Für viele haben gesellschaftliche Umwälzungen den Anschein von Naturkatastrophen – ein Interpretationsschema, das wir bei Johannes finden. Biologische Erklärungszusammenhänge und die Kapitulation vor Zukunftsvorstellungen scheinen beide einer identifikatorischen Quelle zu entspringen. Wenn er eigene Verhaltensweisen mit einer genetischen Verbindung mit seinen Eltern begründet, liegt darin nicht nur eine Entschuldigung des eigenen Verhaltens, sondern er entschuldigt seine Eltern gleich mit, sind damit doch alle in die Ahnenreihe sich ähnelnder DNA-Stränge eingereiht.* Wenn aber die Familie so fest aneinandergelockt ist, dann scheint das Schicksal des Vaters tatsächlich für den Sohn vorherbestimmt zu sein. Ein Zukunftsplan wird überflüssig, da am Ende ja doch nur das unausweichliche Spießertum herauspringt.

Auch die dramatische Folge des Erlebnisses mit dem Rechtsradikalen ist vielleicht nicht ohne die Identifikation mit den Juden und Kommunisten als den Opfern der Nationalsozialisten zu verstehen. Bewußtlos geschlagen zu werden in einer Situation, der man selbst nicht entkommen kann, ist für sich ohne Abstriche eine traumatisierende Erfahrung. Dennoch kann sie unterschiedliche Ausgänge haben; im Falle von Johannes resultiert aus dieser Begebenheit eine nachhaltige Lähmung. Er zieht sich genau dorthin zurück, wo er seinen kindlich phantasierten Fluchtort fand. Wenn Johannes von Paranoia spricht, so ist dies keine Redensart. Seinen ganzen Lebensrhythmus gestaltet er sich offenbar nach der Angst, erneut überfallen zu werden. Was die Geschichte zeigte war, daß die Juden wehrlos dem Massenmord gegenüberstanden. Während die Nicht-Ermordeten aber in der Konsequenz einen wehrhaften und nicht pazifistischen Staat aufbauten, bleibt Johannes der Opferperspektive verhaftet. In dem neuen Vorfall scheint es zu einer Aktualisierung der alten Angst gekommen zu sein. Seine Reaktionen sind jeweils ein Rückzug. Nur ist das elterliche Heim selbst zu stark mit der Opferidentifikation belastet. Es bietet keine Lösungsmöglichkeit des Konflikts.

* Den Hinweis, daß mit der Biologisierung sozialer Zusammenhänge nicht nur eine Selbstentschuldigung, sondern auch eine Entschuldigung für die Eltern vorgenommen wird, verdanken wir Monika Hoffmann, die dies in einer Diskussion über den von uns vorgestellten Fall im Colloquium der Abteilung Klinische Psychologie an der Technischen Universität Berlin anmerkte.

Zusammenfassung

Um die Interpretation holzschnittartig zusammenzufassen, lassen sich die ausschweifenden, sprunghaften, literarisierenden Erzählungen als Verarbeitungsweise kindlicher Ängste und Bedrohungsgefühle, als ein Resultat der überwältigenden Form der Todesthematik, wie sie Johannes in seiner Kindheit erfahren hat, verstehen. Die inneren Konflikte wurden derart aber nicht gelöst, sondern scheinen als Unbewältigtes, Unverarbeitetes ihr Eigenleben zu führen. Daß Johannes das Erlebnis mit dem Gläserücken im ersten Interview als die „schlimmste Erfahrung“, die er je hatte, bezeichnet, deutet daraufhin, daß diese kindlichen Ängste, das Unheimliche und die Gefühle der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins jederzeit wieder mobilisiert werden können und dann abgewehrt werden müssen. Auch die Verarbeitung des Extremerlebnisses mit dem Rechtsradikalen spricht für das Fortbestehen alter Ängste. Dies trägt vielleicht auch zu der Tendenz bei, den Blick auf einen idealisierten Ausschnitt der Vergangenheit zu fixieren. In seiner „wilden Phase“ glaubte er die kindlichen Ängste überwunden zu haben. Das Bewußtlos-geschlagen-Werden zeigte ihm, daß er weiterhin verletzlich ist. Die Gegenwart muß auch deshalb gemieden werden, weil sie die Erfahrung des Scheiterns der sicher geglaubten Lösung heraufbeschwört. Die Fiktionalisierung ist die alte, einmal „erfolgreich“ gewesene Lösungsstrategie, an der er festhält.

Der rückwärtsgewandte Blick stellt zugleich eine Flucht vor der Zukunft dar. Die Abwehr der Vorstellung, sich aktiv der Aufgabe der Lebensplanung, Berufsfindung, d.h. der Selbständigkeit und Selbstverankerung in der Erwachsenenwelt, zu stellen, führt zu einer Phantasielosigkeit gegenüber der vor ihm liegenden Lebensphase, die nicht etwa selbstbewußt als nicht planbar und der persönlichen Freiheit angehörend behauptet, sondern mit der paralyisierten Schreckensversion des unausweichlichen So-wie-der-Vater-werden-Müssens angefüllt wird. In dieser angenommenen Zwangsläufigkeit bündeln sich die Vorstellungen biologischer, naturhafter Prozesse, die für ihn offenbar jenseits aller Einflußmöglichkeit liegen. Mit biologistischen Metaphern und Erklärungsmustern schiebt er in zahlreichen Feldern die Einsicht in eigene Verantwortlichkeit, die Aussicht auf eigene Gestaltungs- und Widerstandsmöglichkeiten, beiseite.

4 Identität im Selbstwiderspruch

Betrachteten wir Johannes' Weigerung, sich mit seiner eigenen Zukunft auseinanderzusetzen, bislang aus dem Blickwinkel individuell begründeter Konfliktvermeidung, so ist andererseits auch offensichtlich, daß die Gesellschaft einer sinnvollen Lebensplanung wenig Raum bietet. Motivationsprobleme bei der Berufswahl sind nicht zuletzt von der gesellschaftlich akzeptierten hohen Arbeitslosigkeit mit bedingt. Die Reklamebilder von Glück und Schönheit, Reichtum und Liebe stehen in schroffem Gegensatz zu der Hoffnungslosigkeit, die denen vermittelt wird, die sich einmal doch für einen der begehrten Berufe entschieden haben. Die Plackerei wird nicht belohnt. Von einer gesicherten Existenz kann kaum jemand mehr träumen, der Konkurrenzkampf wird auf allen Ebenen

zum allgemeinen Verhaltensmodell. Die Anforderungen der Gesellschaft an den einzelnen sind widersprüchlich: das Individuum soll beständig und flexibel, zuverlässig und kreativ, eigenständig und angepaßt sein. An dieser Paradoxie drohen viele zu scheitern. Sie gelten dann – wie etwa Johannes – als unentschieden, diffus und wenig verbindlich. Nach Marcia wäre dies eine Entwicklungs- oder Störungsdiffusion. Aber auch diejenigen, welche die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen, geraten ins Diffusionskonzept: für sie hält Marcia die kulturell-adaptive oder die sorglose Diffusion bereit.

Marcia erweitert das auf den engen Horizont des planbaren Lebenswegs abgestimmte Modell Eriksons und kann zeigen, daß es heutzutage adäquater sein kann, sich nicht festzulegen, als mit beharrlicher Kraft das einmal Vorgenommene zu verfolgen. Jedoch bleibt er dabei im Rahmen der Eriksonschen Vorstellung, die Adoleszenz sei ein Entwicklungsstadium, das durch besondere Krisen und Auseinandersetzungen charakterisiert ist, deren Ziel idealtypisch in der Erarbeitung der Identität besteht. Nur an dieser klassischen Form der Identität gemessen erscheint alles andere als diffus. Während Kraus und Mitscherlich (1995) den negativen Beigeschmack der Identitätsdiffusion durch die Hervorbringung weiterer Diffusionstypen aufrechterhielten, steckt in Keupps „Patchwork Identität“ eine positive Umwertung des bemängelten Zustands. In dem, was Ulrich Beck (1986) Individualisierung und Flexibilisierung der Gesellschaft nennt, sieht Keupp weniger eine Zumutung fürs Individuum als vielmehr „Kreativitätsspielräume“, die dem einzelnen zur Entfaltung seiner Persönlichkeit offenstünden. Wenn er daran anschließend vorschlägt, Identität im Plural zu denken, ist dies allerdings nichts anderes als eine raffiniertere Form, den einzelnen dem zerfallenden Ganzen anzuverwandeln. Diesen Vorschlag zu Ende gedacht, erscheint eine solche Identität als verfeinerte Anpassungsstrategie, die die Widersprüchlichkeit von Individuum und Gesellschaft eskamotiert, indem sie einzelne Ichanteile an die jeweiligen Umwelterfordernisse anbindet. Keupps positiv gefaßter Begriff multipler Identitäten unterschlägt die soziale Realität nicht, aber er ignoriert sie. Er sagt selbst immer wieder (Keupp 1994, 1997), daß die Voraussetzung für solch „postmodernes“ Glück gewisse ökonomische, soziale, kulturelle und psychische Ressourcen seien. Daß darüber die wenigsten verfügen, läßt das Modell offenbar unangetastet. Damit gerät aber die Feier der Möglichkeiten zum Zynismus.

Woran also sollte sich eine Betrachtung heutiger Identitätsformen orientieren? Bei Erikson spiegelte sich in der Identität das Realitätsgefühl des Selbst. Die sich anreichernde Ich-Identität ist „das einzige Bollwerk gegen die *Anarchie der Triebe* wie die *Autokratie des Gewissens*“ (1953, S.56). Sie besitzt einen doppelten Bezugspunkt: einen inneren, der das Gefühl des Sich-selbst-gleich-Seins und die Akte der Ich-Synthese umfaßt, und einen äußeren, der die Bindung an Gruppen und deren Identitäten und Charakterzüge herstellt. Mit dem Ende der Adoleszenz hat der einzelne seinen Platz in der Gesellschaft gefunden, die äußeren Bindungen erzeugt. Genau dieses Gesellschaftliche, das einstmals verläßliche Lebenswegschemata produzierte, ist mittlerweile aus den Fugen geraten. Es gibt keine Sicherheit mehr im Tausch gegen Wohlverhalten. Auf der Seite der inneren Bezugnahme liegen nun die Widersprüchlichkeiten, die bei Erikson zumindest erkenn-

bar waren, auch wenn es ihm um ein Wegarbeiten der Disparitäten ging, deren Synthetisierung kaum gelingen kann.

Die Konfliktpotentiale einer jeden adoleszenten Entwicklung werden in Eriksons dimensionaler Fassung von Identität und Diffusion eher deutlich als in den Kategorisierungsbemühungen seiner Nachfolger. Jedoch ist die Adoleszenz bei ihm nur ein Durchgangsstadium auf dem Weg zur erwachsenen Persönlichkeit, eine finale Reifungskrise und letztes Aufbäumen vor dem endgültig vorgezeichneten Lebensweg. Allein in dieser Phase werden gesellschaftliche Anforderungen existenziell erfahren, erscheint das Individuum auch als soziales Wesen. Ist der Platz in der Gesellschaft erst einmal eingenommen, so wird es wieder zur Privatperson. Einzig auf dieses Entwicklungsergebnis ist Eriksons Konzept zugeschnitten, die Konflikte der Adoleszenz werden letzten Endes auf die Frage der Anpassungsfähigkeit des einzelnen reduziert.

Besser als Erikson gelingt es Mario Erdheim (1984), die Sprengkraft der Adoleszenz zu erfassen, ohne diese Phase auf die Organisierung des Ichs zu reduzieren. Zerrissenheit und Ambivalenz charakterisieren den Zustand zwischen den von innen andrängenden Triebansprüchen und Größenphantasien und den Disziplinierungs- und Normierungsversuchen der Gesellschaft. Die an allen Fronten auftretenden Widersprüche sind in der Regel nicht zu beseitigen, sondern mit Hilfe integrativer Strategien einzudämmen und ertragbar zu machen. Auch für Erdheim ist Ich-Stärke, die sich an der Herausbildung eines Ich-Ideals bemißt, und nicht die Multiplizierung von Ichanteilen das Ergebnis einer gelungenen Adoleszenz.

Entscheidend ist nun, daß wir bei Jugendlichen durchaus die Bemühung feststellen konnten, ihre Selbstkonstruktionen auf ein Ganzes zu beziehen. In der von uns vorgestellten Fallgeschichte versucht Johannes, Kohärenz herzustellen durch die Aufrichtung einer Erzählmacht. Er bemächtigt sich des Gesprächsgeschehens nicht wie ein postmoderner Erzähler, der einfach Lust am Fabulieren und Dekonstruieren hat, sondern wie jemand, der sein Selbst und seine Umwelt beherrschen möchte und dem es gleichwohl nicht gelingt. Dies wirkt wie die verzweifelte Anstrengung, doch noch die „große Erzählung“ zu schaffen, in der alles in einem Atemzug gesagt werden soll. Insofern offenbart sich in der Konstruktion seines Selbstbildes sehr wohl ein Bedürfnis nach Kohärenz. Denn obgleich Johannes' Geschichten wie Inseln seiner Lebensgeschichte erscheinen, er nicht kontinuierlich einen Verlauf erzählt, sondern immer wieder um dieselben Themen kreist, geht es in diesen oft anekdotisch wirkenden Geschichten immer wieder auch um sein Selbstbild. Wenn er von den Abgründen von Drogensucht und suizidären Phantasien spricht, betont er im selben Moment ausdrücklich, daß er eine zu starke Persönlichkeit hätte, um bis zum letzten sich treiben zu lassen. Es scheint ihm gerade wichtig zu sein, die Kontrolle über seine Regungen zu behalten, was als Gegensatz zu der Überzeugung wirkt, Naturkräften machtlos ausgeliefert zu sein. Sein Wunsch, sich nicht anpassen zu müssen, verschafft ihm durchaus ein kohärentes Selbstbild, auch wenn er gar nicht so unangepaßt lebt, wie er es von sich selbst glaubt und andere glauben machen möchte. Dieser Widerspruch mündet in die resignative Entwicklung der Unterwerfung unter die gesellschaftliche Übermacht. Die Ausweglosigkeit, die Johannes phantasiert,

deutet sich schon in der starken Dichotomisierung von Anpassung und Aufbegehren im ersten Interview an, an deren Ende er die unterstellte Monotonie des Erwachsenendaseins bereits heraufzuziehen vermeint. Dies mag auch damit zusammenhängen, daß er schon aus einmaligen Erlebnissen Gewißheiten ableitet. Herrscht im ersten Interview noch Ambivalenz vor, so wird Melancholie zur dominanten Gefühlsqualität im zweiten. Das Resultat des Lebens scheint festzustehen, und es ist für Johannes derart negativ, daß er vor jedem Gedanken daran zu fliehen versucht.

Diese Fluchttendenz offenbart er vor allen stark emotional geprägten Ereignissen und Entwicklungen. Im Falle seines Bruders wird deutlich, wie Johannes innere Widersprüche durch Verleugnung zu beseitigen versucht. Einmal idolisiert, kann der Bruder der Opferidentifikation nicht dienen und soll aus dem Gedächtnis entfernt werden („Ich habe keinen Bruder mehr“). Daß Johannes ausführlich über ihn spricht, zeigt das Scheitern der Verleugnung. Die emotionale Distanzierung als ihr wesentlicher Anteil ist ihm jedoch „gelingen“. Die an die emotionale Distanzierung anschließende Literarisierung seiner Erfahrungen soll den zerbrochenen Zusammenhang wiederherstellen. Hierin wird die Bemühung kenntlich, eine umfassende Kohärenz zu erzeugen, die Abstand schafft zu den affektiven Gehalten der Verletzungen der Vergangenheit, gleichzeitig aber ein Selbstbild aufrichtet, das alles einholen will, was geschehen ist, und darüber hinaus auch all das noch, was einmal geschehen wird. In der Flucht in die Gedanken versucht sich Johannes als Persönlichkeit zu generieren. Dabei trifft seine Fiktionalisierung des eigenen Lebens zusammen mit der gesellschaftlichen Fiktionalisierung der Medien- und Reklamewelt, doch ist die Umgangsweise mit dem Erlebten eben nicht das bloße Abbild gesellschaftlicher Tendenzen, sondern Ausdruck seines Weges, als Kind mit seinen Ängsten umzugehen. Freilich verfällt auch Johannes dem gesellschaftlichen Zwang, eine Persönlichkeit darstellen zu müssen, und da erscheint Gewitztheit schon lange als Waffe des Ohnmächtigen. Doch sind seine Ausführungen keineswegs phrasenhaft, sondern machen vielmehr sein kreatives Potential deutlich.

In dem Wunsch, anders leben zu wollen, ohne einen Ansatzpunkt zu finden, der einer Verwirklichung des Zieles dienen könnte, hält Johannes den Anspruch einer inneren Einheit aufrecht. Daß er daran bislang scheiterte, spricht nicht etwa für „postmoderne“ Konzepte. Daß er sein Anders-sein-Wollen mittlerweile nahezu aufgegeben hat, trägt die Züge eines individuellen Kampfes. Er weiß, daß Anders-Sein bestraft wird, doch begibt sich seine resignative Haltung der Möglichkeit, Gestaltungsspielräume auszuloten. Mit dieser Haltung bleibt er der eine Ganze, er wird nicht zum „Fragmentierten“ oder „Multiplen“. Da dieses Ringen um ein einheitliches Selbstbild erkennbar ist, halten wir es nicht für sinnvoll, das Subjekt als aufgesprengt in fröhliche Partikel zu betrachten. Nun mag Johannes als fehlangepaßt angesehen werden. Dem ist entgegenzuhalten, daß, solange er die Schulbank drückt, alle Lebensfragen für ihn hypothetischer Natur sind. Er kann aber auch schwerlich als kulturell-adaptiv bezeichnet werden, sind es doch gerade seine eigensten Regungen, die sich an der projizierten Aussichtslosigkeit und rigiden gesellschaftlichen Formation abschleifen. Die Rückwärtsgewandtheit offenbart auch den Schmerz darüber, daß die eigenen Wünsche so früh an der Außenwelt ihre

Grenze finden. „Vielleicht werd’ ick ja noch irgendwat Besseret erleben oder so, aber det werd’ ick dann erst realisier’n, wenn ick daran vorbeijerauscht bin und dann erst wieder zurückgucke.“ In diesem Bild ist Johannes dem Benjaminschen Engel verwandt, der der Zeit enthoben ist und mit rückwärtsgewandtem Blick in die Zukunft geweht wird. An der Stelle des Trümmerbergs stehen die narzißtischen Wünsche, die nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt haben. – Johannes fehlen zumindest die ökonomischen und psychischen Ressourcen, um an der „Postmoderne“ so richtig Gefallen zu finden.

Der einzelne kann die Widersprüche, die der Konfrontation seiner Bedürfnisse mit den in sich disparaten Anforderungen der Gesellschaft entspringen, nicht für sich lösen. Will oder kann er die dadurch entstehenden Ambivalenzen nicht ertragen, so vermag er ihnen scheinbar zu entgehen durch Leugnung seiner Triebansprüche oder durch Anpassung an die Umwelt. Erspart sich das Ich durch Anpassung Energie, so werden damit allerdings die gesellschaftlichen Konflikte ins Ich selbst eingebracht. Paul Parin und Goldy Parin-Matthèy (1983, siehe auch Parin 1983) sprechen in diesem Zusammenhang von einer ichtsynchronen Ichspaltung. Sie ist Ergebnis von Rollenidentifikationen, die ein schwaches Ich vorschnell einging. Seine Anpassung versetzt die Gesellschaft in die Lage, das Individuum von innen her zu manipulieren. Nur ein starkes Ich kann den gesellschaftlichen Normierungsversuchen Einhalt gebieten. Auch hier gibt es Identität nur unter erheblichen Spannungszuständen, und die Paradoxie des Identitätsbegriffs scheint darin auf, daß sie genau auf den Identifikationen aufbaut, vor denen sie einen später bewahren soll.

Die auf „Postmoderne“ rekurrierenden Konzepte sehen über die Bemühung des einzelnen, sich als Einheit zu erschaffen, hinweg und starren auf das Ergebnis. Indem sie seine widerstreitenden Anteile, deren Zusammenhalt er nicht gewährleisten kann, nicht mehr dem Scheitern daran zuzurechnen vermögen, werden sie unempfänglich für das verstummte Leiden, das in der Anpassung steckt. Wolfgang Kraus (1996) wirft Frosh (1991) vor, illusionär zu sein, wenn er menschliche Subjektivität an ein existierendes Selbstgefühl bindet. Auch für Frosh geht es um die Anerkennung von Heterogenität im Ringen um eine integrative Identitätsbildung. Dies zur verzweifelten Hoffnung zu erklären, kommt einer Unterwerfung unter das je Gegebene gleich. Es bestärkt die Substanzlosigkeit bloßer Anpassungsstrategien, wo doch gerade die auffindbaren Versuche kenntlich gemacht werden müßten, gegen jede vorgebliche Rationalität eine Subjektivität zu erreichen, die ihren inhärenten Widersprüchen nicht erliegt.

Die sogenannte Pluralisierung der Lebensstile ändert an der Tatsache wenig, daß die Gesellschaft den einzelnen nach ihrem Bilde formt. Noch immer setzt sie Ausschluß- und Einschlußkriterien. Wer sein Eigenes nicht nur als Eigenheiten hinüberretten will, hat schlechte Chancen. Die gesellschaftliche Lähmung resultiert nicht zuletzt aus ihrer Utopielosigkeit. Die soziologische Wahrheit der Übermacht der gesellschaftlichen Objektivität wird psychologisch zu etwas Unwahren. Selbst noch im Ohnmachtsgefühl steckt der Versuch der Selbstbewahrung. Für diejenigen aber, die multiple Identitäten als neuen Sozial- und Persönlichkeitstypus ansehen, ist die gesellschaftliche Agonie das letzte Wort. Doch ist für den „Patchworker“ selbst der kleinste Schritt eine Schimäre.

Denn was soll für sein Tun noch der Maßstab sein? Wird die Vorstellung einer inneren Instanz, die sich um die Integration in sich selbst widersprüchlicher Selbstbedürfnisse, Triebwünsche und Umwelterfordernisse bemüht, aufgegeben, so verliert das Individuum den Orientierungspunkt, an dem sein Denken und sein Handeln, sowohl für es selbst als auch für den Betrachter, überhaupt nur zu bemessen wäre.

Literatur

- Beck, Ulrich. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine neue Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Böhm, Andreas; Braun F. & Pishwa, H. (1990). Offene Interviews. Dokumentation, Transkription und Datenschutz. *Arbeitsmaterialien des IFP ATLAS am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*.
- Böhm, Andreas; Legewie, Heiner & Muhr, Thomas (1992). Kursus Textinterpretation: Grounded Theory. *Bericht aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt ATLAS, TU Berlin, Nr. 92-3*.
- Erdheim, Mario (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. (1953). Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. Stuttgart: Klett. (Beiheft zur Psyche; orig. 1950)
- Frosh, Stephen (1991). *Identity crisis. Modernity, psychoanalysis and the self*. London: Macmillan.
- Fuchs-Heinritz, Werner, Krüger, Heinz Hermann & Ecarius, Jutta (1990). Feste Fahrpläne durch die Jugendphase? In Manuela du Bois-Reymond & Mechtild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 25-39). Opladen: Leske + Budrich.
- Glaser, Barney & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory*. New York: Aldine.
- Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Keupp, Heiner; Stiemert, Sigrid & Straus, Florian (1988). Diskontinuierliche Erwerbsverläufe, Identitätsentwicklung und soziale Netzwerke junger Erwachsener. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München, Nr. 1*.
- Jaeggi, Eva & Faas, Angelika (1991). Denkverbote gibt es nicht! Vorschläge zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten/Texte. *Arbeitsmaterialien aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*.
- Keupp, Heiner (1988). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität. *Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis. Mitteilungen der dgvt, 4/88, 425–438*.
- Keupp, Heiner (1994). Ambivalenzen postmoderner Identität. In Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gersheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 336-350). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (1997). Von der (Un-)Möglichkeit erwachsen zu werden – Jugend zwischen Multiopionalität und Identitätsdiffusion. *Gemeindepsychologie-Rundbrief Nr. 1/97, 10–25*.
- Kraus, Wolfgang (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus.

- Kraus, Wolfgang & Mitzscherlich, Beate (1995). Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. Erste Ergebnisse zu Veränderungen der Identitätsentwicklung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 42, 65–72.
- Lenz, Karl (1986). *Alltagswelten von Jugendlichen: eine empirische Studie. Über jugendliche Handlungstypen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Marcia, James E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M. A. Luszcz & T. Nettelbeck (Hrsg.), *Psychological development across the life-span* (S. 289–295). North-Holland: Elsevier.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (i. Dr.). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien - zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 288-310). Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Parin, Paul (1983). Das Ich und die Anpassungsmechanismen. In P. Parin, *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien* (S. 78-111). Frankfurt/M. EVA. (orig. 1977)
- Parin, Paul & Parin-Matthèy, Goldy (1983). Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Prozesse. In P. Parin, *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien* (S. 112–133). Frankfurt/M. EVA. (orig. 1978)
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, 283–293.
- Strauss, Anselm L. (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Witzel, Andreas (1985). Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundlagen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz.